

FAYE HELL

DESTRUKTION



of ophneohren
VERLAG

DESTRUKTION

Leseprobe
(mit Content Notes am Ende)

Faye Hell

Roman
o/ohneohren
VERLAG

© 2025 Verlag ohneohren, Ingrid Pointecker, Wien

www.ohneohren.com

1. Auflage

Autorin: Faye Hell

Covergestaltung: Verlag ohneohren

Coverbilder: master1305, folffimages | pixabay.de

Innenillustration: sergii rostetskyi

Lektorat, Korrektorat: Verlag ohneohren

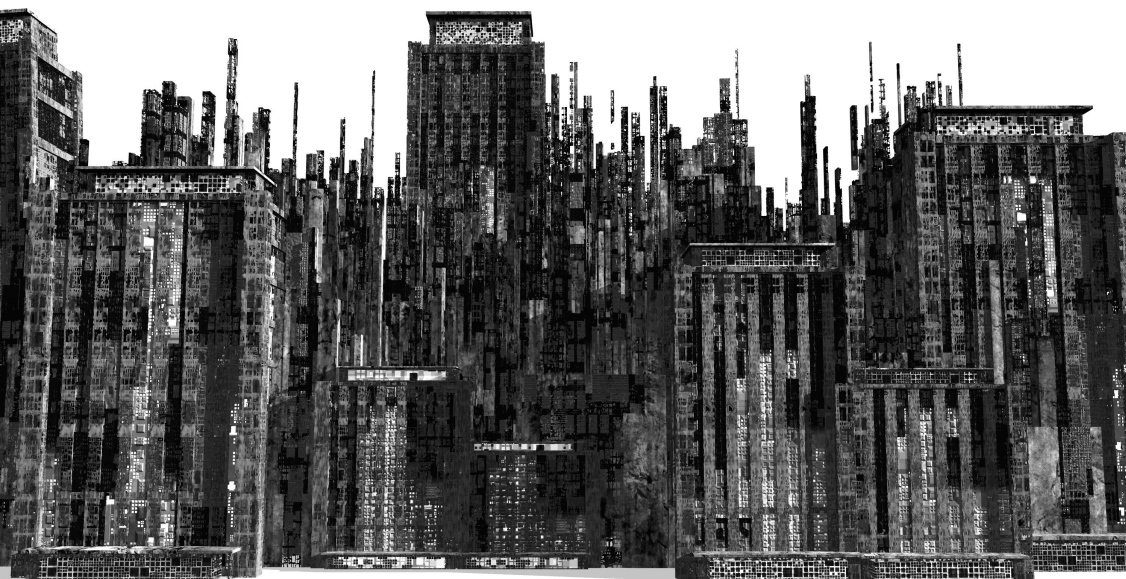
Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und/oder des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Personen und Namen in diesem E-Book sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

TEIL EINS

DIE GLÜCKLICHSTE ALLER WELTEN



NICHTS

HALLO.

Mein Name ist Johanna und ich bin glücklich.

Ihr dürft mich Jo nennen.

Ihr dürft alles, solange ihr nur glücklich seid.

IM GLÜCKSMINISTERIUM

„BIST DU GLÜCKLICH?“, fragt meine Kollegin im Vorübergehen.

Sie eilt nicht.

Sie geht.

Wir alle gehen.

Wir haben es niemals eilig. Glückliche Menschen kennen keine Eile. Glückliche Menschen haben Zeit. Wir zelebrieren die Entschleunigung.

Wir leben langsam.

Wir atmen ein ... Wir atmen aus.

Die Kollegin hält an. Meine vorenthaltene Antwort ist es, die sie anhalten lässt. Sie wartet. Nicht ungeduldig. Es ist ebenso offensichtlich wie selbstverständlich, dass jede Form der Geduld obsolet ist. Wir haben nicht einfach bloß verlernt, geduldig zu sein. Die Seligen haben die Geduld per Dekret für überflüssig erklärt. Wir sind so geduldig wie wir leben und wie wir atmen – ein und aus –, wir müssen nicht darauf hinweisen. Wir müssen keine Ungeduld und erst recht keine Geduld empfinden.

Wir *sollen* es nicht.

Sollen ist das neue Müssen. Vielleicht erkennt das niemand. Vielleicht interessiert es niemanden. Aber ich erkenne es. Für mich ist das Obsolete ein Verlust. Ich fühle mich nicht befreit. Ich fühle mich verloren.

„Bist du glücklich?“, wiederholt die Kollegin.

Laut.

Und deutlich.

Sie geht davon aus, dass ich nicht geantwortet habe, weil ihre Stimme ungehört verhallt ist. Das Ministeriumsgebäude ist riesig. Das Großraumbüro ist riesiger als das Gebäude. Der gigantische Raum dürfte im gigantischen Gebäude gar keinen Platz finden.

Er *sollte* es nicht.

„Glücklich! Bist du glücklich!“, insistiert sie und legt ihre Hand auf meinen Schreibtisch.

Sie hat eine schöne Hand. Eine schöne Hand mit langen Fingern, die von fischleichenblassen Nägeln geziert werden.

Ich sollte die Hand nicht anstarren.

Es ist nicht Annes Hand.

„Ich wünschte, ich hätte einen Penis“, flüstere ich.

„Entschuldige? Es ist so dröhnend leise in diesem gigantischen Raum. Kannst du deine winzigen Worte wiederholen?“, bittet sie und streicht mit ihren Fischleichen­nägeln über die raue Oberfläche der Tischplatte.

DIE NÄGEL SCHAßEN.

Fischschuppenschaben.

Sie kratzen den Tod von meiner Berufung.

Ich wünschte, ich hätte einen Penis. Dann könnte ich fühlen, wie sich deine langen Leichenfinger um meinen Schaft schließen. Dann könnte ich fühlen, wie deine Fischschuppennägel die Haut von meiner Eichel kratzen.

„Wichs mich“, formen meine Lippen lautlos.

„Entschuldige?“

„Es gibt nichts. Nichts zu entschuldigen. Es sind deine Worte, die in diesem dröhnend leisen Raum verhallt sind.“

„Bist du glücklich?“, wiederholt sie geduldbefreit.

Lauter.

Und deutlicher.

Ich weiß nicht, wie die Kollegin heißt. Ich kenne ihren Namen nicht, weil ich ihn nicht kennen will. Namen schaffen Nähe. Wir sind eine entschleunigte, einander unendlich nahe, immerzu sollende und niemals anonyme Menschenmasse. Wir sind Plankton in einem Großraumbüro. Doch ich bin nicht Teil dieser Masse. Ich bin maßlos. Ich zelebriere im Verborgenen die Distanz. Es ist verdammt einfach, distanziert zu sein, wenn jede Begegnung so normiert ist wie die ordnungsgemäße Freundlichkeit.

Niemals zuvor in ihrer Geschichte ist die Welt so normal gewesen.

„Ja, ich bin glücklich“, antworte ich. „Bist du es?“

„Danke. Ich bin es“, erwidert sie lächelnd.

Sie ist es.

Sie ist glücklich.

Ich lächle ebenfalls.

Wir alle lächeln.

Wir lächeln immer.

Weil wir glücklich sind.

Immer glücklich.

Es ist verstörend einfach, glücklich zu sein, wenn das Glück nicht bloß Standard, sondern Gesetz ist.

„Deine Brille ist schön“, stellt sie fest.

„Danke. Es ist die Brille, die ich jeden Tag trage.“

„Dann ist deine Brille jeden Tag schön. Die Katzenaugenform schmeichelt deinem Gesicht. Sie ist außergewöhnlich. Außergewöhnlich schön.“

Nach Schmeicheleien oder Außergewöhnlichem stand mir nicht der Sinn, als ich die Brille gewählt habe. Sie bedeckt fast ein

Drittel meines Gesichtes, das ist es, was für mich zählt. Ich verstecke mich hinter ihr. Die Katzenaugen selbst sind es, die mich bereitwillig verstecken. Ich bin der Brille dankbar. Sie ist aufopfernd in ihrer Bereitschaft, meinen häufig entgleisenden Gesichtszügen Asyl zu gewähren. Sie verhindert, dass Außenstehende meine innere Abscheu wahrnehmen können. Sie verbirgt meine Gedanken. Die Brille ist demnach also vieles, doch sie ist gewiss nicht schön. Aber die Kollegin hat mir ein Kompliment gemacht und die gesetzlich vorgeschriebene Höflichkeit gebietet es mir nicht nur, das Kompliment dankend anzunehmen, sondern verpflichtet mich darüber hinaus dazu, ein adäquates Kompliment zu erwidern.

„Dein kurzes, schwarzes Haar glänzt im kalten Schein der Leuchtstoffröhren wie Rabenfedern“, erwidere ich.

Tatsächlich bewundere ich ihr schwarzes Haar. Ich würde ihr sogar sagen, dass ich sie darum beneide. Ich würde ihr sagen, dass ich mein schulterlanges, mausgraublondes Fell ohne zu zögern gegen ihr exquisites Gefieder eintauschen würde. Aber Neid ziemt sich nicht und ich bin dazu angehalten, mit dem glücklich sein, was ich habe.

Meine Berufung.

Meine Haare.

Mein Wesen.

„Danke. Ich wasche es jeden dritten Tag. Auf diese Weise muss ich es nicht färben. Wasche ich es öfter, bekommt es einen braunen Schimmer.“

„Auch brauner Schimmer ist schön.“

„Alles, was uns ausmacht, ist schön.“

Ich nicke und lächle.

„Bleib glücklich“, wünscht mir die Kollegin und geht weiter.

Ich lächle und winke.

Verrecke, formen meine Lippen.

ICH LESE.

Ich lese ein zweites Mal.

Ich denke nach.

Ich markiere die wesentlichen Passagen mit einem leuchtend gelben Marker. Ich hefte die losen Blätter zusammen und versehe die Akte mit einem Stempel. Das Wappen des Übernationalen Staates. Die Kennziffer des Ministeriums. Mit meinem Füller ergänze ich meine Sachbearbeiterinnennummer und die fortlaufende Aktenziffer. Ich schreibe mit blauer Tinte. Man hat mir die Wahl gelassen.

Gelber, roter oder oranger Marker.

Braune, blaue oder grüne Tinte.

Ich bin ein Blaue-Tinte-Mensch. Ich identifiziere mich mit der Farbe Blau. Sie bedeutet mir etwas. Manche würden behaupten, dass mir die blaue Tinte *viel* bedeutet. Sie irren sich nicht. Sie kennen mich eigentlich nicht, aber sie kennen die Wahrheit über das Blau. Es muss irgendetwas geben, das mir viel bedeutet. *Viel* ist das einzige Extrem, das meiner Sehnsucht gerecht werden kann, auch wenn viel nicht absolut ist.

Viel.

Nicht mehr.

Ich starre die Akte an und schüttele den Kopf. Das ist eine Lüge. Nicht die Akte, sondern das, was ich eben gedacht habe. Es gibt in meinem Leben mehr als ... *viel*. Es gibt Anne.

Anne bedeutet mir mehr.

Sie bedeutet mir alles.

Fast alles, flüstert meine Vagina.

Pocht meine Vagina.

Hämmert ihre pornografische Gier in meinen Unterleib.

FAST ALLES!

Nur SEINE Gedanken, die dein Hirn ficken, bedeuten dir ALLES!

„Ich bin ein Blaue-Tinte-Mensch!“, brülle ich über das Verlangen meiner Vagina hinweg und der orgastische Raum ver-

schlingt meine orgastischen Worte, aber er kann sie nicht bei sich behalten. Eigentümlicherweise sind sie zu mächtig. Mächtig wie Schokoladenkuchen mit Vanillecreme und Sahne. Der Raum gibt ein feuchtes Würgen von sich und er kotzt mein Geständnis über die schier endlosen Schreibtischreihen. Die Sachbearbeitenden lesen. Sie lesen ein zweites Mal. Sie denken nach. Sie markieren. Sie heften. Sie versehen mit einem Stempel. Sie schreiben winzige Ziffern auf schmale Zeilen.

„Das macht mich glücklich!“, ertönt ein Ruf aus einer weit entfernten Reihe. Die euphorischen Silben wogen über die Masse der gebeugten Sachbearbeitenden hinweg, branden gegen meine katzenaugenbebrillte Visage.

„Die blaue Tinte lässt mich durchatmen. Ich verinnerliche die Tinte. Sie verkörpert mich“, erklingt eine zweite Stimme. Dann legt sich wieder die sonore Stille über den Raum. Füllfedern kratzen in schweigendem Einverständnis über Aktenberge.

Blau wie der Himmel oder das Meer.

Blau, wie der Himmel damals gewesen ist. Angeblich gewesen ist. Ich kenne nur den grauen Himmel.

Das Meer kenne ich gar nicht.

Ich habe das Meer niemals gesehen, denn ich habe meine Megastadt niemals verlassen. Niemand kann seine Megastadt verlassen. Die Megastädte versinken im ewigen Winter, während die Draußenwelt in Flammen steht.

Die brennende Draußenwelt ist nicht sicher.

Die Megastädte sind es.

Wir sind glücklich, in den Megastädten sicher zu sein.

Es ist schwer zu beurteilen, ob es schmutziger Schnee oder eingewaschener Ascheregen ist, der über den bis ins Unendliche gestapelten Schichtbetonblöcken unserer monumentalen Macht niedergeht. Kann es überhaupt eines von beiden sein, wenn es doch immer beides ist? Der Matsch klebt an meinen Schuhen, die Asche an meiner Seele. Ich wünschte, ich könnte meine Seele ab-

treten, wie ich meine Schuhe vor dem Betreten eines Gebäudes abtrete. Ich wünschte, ich könnte einen traurigen Haufen Seelenasche auf einer grauen Fußmatte zurücklassen, aber ich befürchte, die Asche ist der Beton, der sich Schicht um Schicht um mein Selbst legt.

Um den Blaue-Tinte-Menschen.

Der gelbe Marker hingegen bedeutet mir rein gar nichts. Ich verwende ihn, weil der Sachbearbeiter, der vor mir meinen Schreibtisch genutzt hat, einen gelben Stift zurückgelassen hat. Nichts sonst, nur diesen einen Stift. Ich weiß, wo sein Stift ist und ich weiß, dass ich ihn, wenn er leergeschrieben ist, durch einen weiteren gelben Stift ersetzen werde. Ich habe mich an das Gelb gewöhnt. Das Bedeutungslose ist oft gewöhnlich.

Ich betrachte den aktuellen gelben Stift und denke an den weiteren, den zukünftigen.

Ich bin dieser weitere gelbe Stift.

Ich habe den Sachbearbeiter ersetzt.

Wahrscheinlich war er leergeschrieben.

Ich halte die Akte mit beiden Händen fest, als ich aufstehe. Man hat uns angewiesen, jede einzelne Akte mit gebührendem Respekt zu behandeln. Diese Akten sind das Fundament.

Sie sind alles, was wir haben.

Sie sind alles, was wir glauben.

Sie sind alles, was wir sind.

Glücksmomente.

Von den Einwohnenden wöchentlich und gewissenhaft aufgezeichnet und eingereicht.

Ich habe und ich bin, aber ich glaube nichts.

Er hat mir beigebracht, den Glauben an das Glück wie eine überflüssige Ware zu betrachten. Ein aus der Zeit gefallenes Luxusgut. Die Seligen haben einen zu Tode geglaubten Gott durch das despotische Glück ersetzt. Der Zwang ist lächerlich, aber ich darf niemandem ins Gesicht lachen, weil unser Glück humorlos ist.

Er hat mich gelehrt, den Glauben an das Glück abzulegen wie eine eitle, wertlose Zier. Aber jenseits meiner Katzenbrille bin ich, für alle klar ersichtlich, eine ehrfürchtig Glaubende. Ich verwende beide Hände, weil zu viele Augenpaare meinem Weg zum monströsen Aktenschrank am Ende des monströsen Raumes folgen. Niemand arbeitet hier unter Zwang. Es gibt keine Vorgaben, wie viele Akten wir pro Einheit durchsehen und einordnen sollen. Wir arbeiten gewissenhaft und bedacht. Wir respektieren und wir glauben. Zeit spielt keine Rolle.

Wer nicht unter Zeitdruck steht, dem bleibt genug Zeit, um die anderen zu beobachten. Werden alle beobachtet, bleibt niemand ungesehen. Werden alle gesehen, bleibt kein Verhalten unbemerkt.

Vom Archivar habe ich erfahren, dass *damals* niemand genug Zeit hatte. Die Zeit raste und mit der Zeit raste die Menschheit.

Heute weiß man, dass eine eilige Gesellschaft den Mächtigen entgleitet. Die allumfassende Entschleunigung hält uns in der Spur. Sie macht, dass die Dinge und die Menschen ihren vorbestimmten Lauf nehmen und die Welt sich beständig weiterdreht.

Wir atmen ein ... Wir atmen aus.

„Du Glückliche!“, ruft mir eine Kollegin zu, während ich die Akte auf dem Präsentierteller meiner beiden offensichtlich gläubigen Hände an ihrem Schreibtisch vorübertrage. Das Kratzen der Füllfedern begleitet mein Staatenglück tragendes Schreiten und erst, als ich vor dem Schrein halte, begreife ich, dass ich zwar gelesen, gedacht, markiert, gestempelt und geschrieben, mich aber noch nicht entschieden habe. Der Schrein, der enorme Aktenschrank am Ende des enormen Raumes, weist drei Abteilungen auf.

Erwünscht.

Herausragend.

Verdächtig.

Erwünscht ist, was glücklich macht.

Herausragend ist, was derart überglücklich macht, dass es zur erbaulichen Lektüre aller veröffentlicht werden soll.

Verdächtig ist alles, was nicht auf den ersten Blick glücklich erscheint.

Zwischenzeilen, Zwischentöne.

Zwischenschweigen.

Diese verdächtigen Glücksmomente werden sorgfältig in die Abteilung rechts außen einsortiert, damit die Seligen die Unglücklichen aussortieren und eingehend befragen können. Damit die Seligen das Unglück dieser Menschen heilen können, bevor das Unglück die anderen ansteckt. Das Unglück ist eine Pestilenz, die uns alle treffen kann. Eine tödliche Krankheit ohne Inkubationszeit.

Heilung ist Verheißung.

Ich habe nie danach gefragt. Ich habe nie gefragt, was Heilung bedeutet, obwohl ich es bin, die bestimmt, wer geheilt werden muss. Ich hüte mich. Eine derartige Frage könnte unglücklich wirken.

Ich betrachte den Glücksmoment in meinen Händen und entscheide mich dafür, dass er erwünscht ist. Ich entscheide mich deshalb dafür, weil ich mich nicht entscheiden will.

Man sagt, wir im Ministerium halten das Glück in unseren Händen.

Tatsächlich sind es Leben, die wir festhalten oder loslassen.

STÖRFAKTOREN

ALS ICH DAS MINISTERIUM VERLASSE, SCHNEIT ES.

Oder es ascht.

Ich schlage den Kragen meines Mantels hoch und spanne meinen Schirm auf.

Die Weisenden haben uns angewiesen, so wenig wie möglich mit dem Grau, das unablässig vom Himmel fällt, in Berührung zu kommen. Und das ungeachtet dessen, ob es sich um Schnee oder Asche handelt. Deshalb tragen wir Mäntel. Deshalb verwenden wir Schirme. Wir sind eine in schwarzes Wollneopren gehüllte, dauerglückliche Gesellschaft, die sich, unter schwarzem Industrielatex verborgen, durch eine graue Welt lächelt. Und das an jedem einzelnen verdammten Tag, weil es an jedem einzelnen verdammten Tag schneit.

Oder ascht.

Es gibt nichts darüber hinaus.

Es gibt nichts darunter hinweg.

Wir kennen nur den andauernden Winter und das ewige Feuer.

Genaugenommen haben wir vom Feuer bloß gehört. Ich weiß von niemandem, der es mit eigenen Augen gesehen hat. Aber wir alle sehen die Asche. Wer muss das Feuer brennen sehen, wenn die Asche sich über die Jahre hinweg in das Leder der Schuhe und durch die von silbernen Spinnenbeinen aufgespannten Schirmplanen frisst?

Man sieht, man spricht.

Man erzählt sich, dass die Verantwortenden *damals* unbemannte Raumfahrzeuge in den Orbit geschossen haben. Diese unzähligen Raumfahrzeuge haben unzählige Behälter transportiert. Man erinnert sich nicht mehr daran, was genau in diesen Behältern gewesen ist. Es gibt offiziell keine Aufzeichnungen. Aber man ist sich sicher, dass es die Aufgabe des inhaltsvergessenen Gemisches gewesen ist, eine künstliche Gasschicht rund um den Erdball zu generieren. Die ursprüngliche Weltraumgasschicht ist beschädigt gewesen, weil der depressive Größenwahn der unglücklichen Menschen von damals Löcher in diese Weltraumgasschicht gerissen hat. Der endlose Raum jenseits der Weltraumgasschicht hat die Welt der Unglücklichen mit seinem Gift erbarmungslos aufgeheizt. Die Raumfahrzeuggasschicht hätte ein künstlicher Schutzschild sein sollen. Sie hätte die einzig wahre, moderne Kunst sein sollen. Doch durch diesen Schutzschild ist es noch heißer geworden. Man behauptet allerdings, das sei *damals* von Anfang an der Plan gewesen.

Plan oder nicht, das ist es, wie es *heute* nach wie vor ist.

Zerrissen, aber nicht irreparabel.

Wir.

Die Erde.

Und die Erde hat uns satt, aber die Erde will nicht untergehen.

Der verweigerte Weltuntergang sichert unser aller Überleben. Er dominiert es. Der verweigerte Weltuntergang ist das pure Glück. Er ist der ultimative Zynismus. Das Feuer gebiert das Eis. Die brennende Draußenwelt sichert den Fortbestand der Megastädte,

die in einem ewig währenden Aschewinter dem schleichenden Untergang entgegendämmern. Der glückselige Schein erleuchtet die konstante Dämmerung.

Flutlichtscheinwerfer des indoktrinierten Glücks.

Man erzählt sich außerdem ...

Scheiß drauf.

Mein gefährliches Halbwissen beweist doch, dass man sich rein gar nichts erzählt.

Man ist der Archivar. Und *sich*, das bin dann wohl ich. Der *Archivar* hat es *mir* erzählt.

Das ist alles.

Enttäuscht?

Vielleicht lügt der Archivar, aber ich kenne keine andere Wahrheit. Es erscheint mir plausibel, dass es keine höhere Gewalt gibt, die uns zur Rechenschaft zieht. Keine metaphysische, ausgleichende Gerechtigkeit. Wir sind die Damaligen und wir sind die Gegenwärtigen. Wir sind die Gewalttätigen und wir sind die Opfer. Aber es spielt ohnehin keine Rolle, was ich denke, weil ich keine Rolle spiele. Ich bin eine lächelnde Statistin, durch deren blasse Hände das Glück der Menschheit wandert.

Erwünscht.

Herausragend.

Verdächtig.

Das Ministeriumsgebäude sitzt mir im Nacken wie ein Titan. Wir arbeiten, wir lieben, wir sterben in megalithischen Betonklötzen. Wir werden in sie hineingeboren. Hineingepresst. Ich kenne die Bilder der anderen Megastädte. Ich kann die Megas auf den Bildern nicht von der Mega unterscheiden, in der ich arbeite, liebe und sterbe. In diesen austauschbaren Betonwüsten stirbt der Mensch, weil alles andere Leben längst gestorben ist.

Kein Tier.

Keine Pflanze.

Beton, Beton, Beton.

Schicht, für Schicht, für Schicht. In einem erschütternden, einem erdrückenden, einem alles dominierenden Über- und Ausmaß. Wir sind die assimilierten Ameisen, die auf den gigantischen Würfeln umherkrabbeln wie ferngesteuerte Mikroben.

Die Lächelnden.

Die Einwohnenden und die Arbeitenden.

Die Liebenden und die Sterbenden.

Wir.

Du und ich.

BRUTALISMUS, nennt es der Archivar, wenn wir uns in den geheimen, toten Winkel quetschen und uns eine der geheimen, todbringenden Zigaretten teilen. Und dann erklärt er mir, dass nicht er es ist, der es so nennt, sondern dass die wahrhaftig Damaligen es *damals* so genannt haben.

Weißt du, was der Widerstand ist?, fragt er.

Ich schüttle den Kopf.

Machtlos, machtlos gegen diese architektonische Dominanz, sagt er und presst die flache Hand gegen die Ministeriumsmauer. *Kannst du es atmen fühlen?*

Ich schüttle den Kopf.

Weil es das nicht tut. Es atmet nicht. Es ist eine atemlose Dominanz, der alles, was atmen muss, unterlegen ist.

Ich nicke.

Gutes Kind, sagt er.

Ich bin zweiunddreißig Jahre alt.

DIESE SZENE KENNT KEINE VERGANGENHEIT. Sie ist vor wenigen Stunden geschehen und sie wird morgen geschehen. Sie ist gegenwärtig. Allgegenwärtig, weil sie sich immer wiederholt. Immer wieder wiederholt.

Die Redundanz der Form, die Redundanz der Sprache, die Redundanz der Handlung.

Kategorischer Iterativ.

Auf dem *Platz der Stille* haben sich Menschen versammelt. Noch sind es nicht viele. Wenige, könnte man meinen, aber wenige Menschen gibt es in der Mega nicht, weil die Menschenmasse die Einzelnen anzieht. Überindividuelles Wohnen, überindividueller Nahverkehr, überindividuelles Glück ... und die Masse auf dem *Platz der Stille*.

Wachstum. Beständiges, entschleunigtes und kontrolliertes Wachstum.

Nur Stagnation bedeutet Untergang.

Ich halte an, geselle mich zur Masse, weil es das ist, was glückliche Menschen machen. Sie gesellen sich zu anderen glücklichen Menschen. Da es nur wenig ascht – oder schneit –, lasse ich den Schirm wagemutig ein Stück weit nach hinten kippen und hebe den Blick. Schauhe hinauf zum *Ozean hinter der Scheibe*. Ich erwarte, die weichen Wellen zu sehen, aber die Scheibe ist blind. Ich lausche. Ich erwarte das sanfte Meeresrauschen wahrzunehmen, das den *Platz der Stille* mit immerseliger Ruhe erfüllt, aber ich kann es nicht hören. Nicht weiche Wellen schmeicheln meinem ausgelaugten Verstand. Ein gähnendes Schweigen, das die Stille in ein atemloses Kreischen verwandelt, malträtiert meinen Schädel.

„Wo ist das Meer?“, frage ich die Einwohnende neben mir. Ihr Blick ruht ebenfalls auf der kolossalen Videowand, die über dem kolossalen Platz aufragt und ihr nichtssagendes Grau hinaus in das atemlose Kreischen schmettert.

„Wo das Meer ist? Es ist verschwunden. Aber sein Verschwinden ist irrelevant. Es ist bloß von Bedeutung, dass es wiederkommt. Es kommt immer wieder, das Meer. Nur was Bestand hat, ist auch relevant. Der *Ozean hinter der Scheibe* ist ewig.“

„Ewig“, antworte ich.

Ich starre hoch zum Grau und das Grau starrt in mein Herz.

Regungslos. Regungslos.

Dann vibrierend. Stärker vibrierend.

Pulsierend, bis ein Bild entsteht.

Erst ein Schatten.

Dann ein Antlitz.

Sein Antlitz.

Titus, denke ich und augenblicklich gellt seine Stimme über den Platz, wie seine Botschaft durch unseren überindividuellen Geist fegt.

„MEIN WORT IST DER STIEFEL, DER DIR DEINE GLÜCK-
LICHE FRESSE EINTRITT. KANNST DU MEINEN HASS SPÜREN?
SPÜRST DU, WIE SEHR DU SELBST MICH HASST?!“

Dann kehrt der *Ozean hinter der Scheibe* zurück. Der ewige Ozean und das seelenschmeichelnde, glückliche Rauschen.

„Ha, ha, ha“, sagt die Einwohnende neben mir.

Sie lacht nicht.

Sie sagt tatsächlich *ha, ha, ha*.

„Ha, ha, ha. Dieser Wahnsinnige bringt mich immer zum Lachen. Ha, ha, ha.“

„Ja, ha, ha, ha. So ein lustiger Wahnsinniger“, erwidere ich.

Ich bin mir sicher, dass sein Penis nach Parmaschinken schmeckt.

Nach Parmaschinken, der zulange in der Sonne gelegen hat.

Nach sonnenwarmem Parmaschinken mit Parmesan.

„Titus“, spuckt sie seinen Namen aus, den sie einfach nicht schlucken kann.

„Titus“, wiederhole ich und erwidere ihr Lächeln.

„Titus Feuerfuchs“, meldet sich der Einwohnende zu Wort, der links neben mir Stellung bezogen hat. Seine Stimme klingt nicht bloß fremd, sie klingt befremdlich. Sie hat einen irritierenden Unterton, der meine Aufmerksamkeit erregt.

„Titus ... wie?“, frage ich.

Er mustert mich eingehend, während sein Lächeln sich an seine Lippen klammert. „Titus ... auch egal“, antwortet er, schüttelt den Kopf und geht.

„Ha, ha, ha“, fährt die Einwohnende fort.

Ich lasse sie stehen.

Ich gehe über den *Platz der Stille* und ignoriere den *Ozean hinter der Scheibe*. Ich ignoriere sein Rauschen. Stattdessen denke ich daran, wie sehr ich ihn hasse.

Wie sehr ich Titus hasse.

ANNE

WIR SITZEN EINANDER GEGENÜBER. Um uns knistern gezischte Silben und geflüsterte Dialoge wie ein Schwelbrand. Es ist verpönt, in der Öffentlichkeit laut zu sprechen. Die eigene, überdeutliche Gegenwart soll nicht an der Privatsphäre der anderen kratzen. Aber es ist verdächtig zu schweigen, wenn man sich in Begleitung befindet. Menschen, die einander anschweigen, gelten gemeinhin als unglücklich. In unserer Welt ist niemand lang unglücklich. In unserer Welt ist niemand lang, der unglücklich ist.

Ein Hauch von Gesellschaft.

Wir hauchen Dialogfetzen.

Wir essen.

Es ist unser Gewohnheitsrestaurant. Wir huldigen der Gewohnheit und wir wissen die Beständigkeit zu würdigen. Wir alle. Niemals ist eine Gesellschaft routinierter gewesen. Wir essen.

Wir *haben* gegessen.

Wir lassen unsere Donnerstagabend-Reservierung niemals ausfallen. Ich esse jedes Mal den geräucherten Fenchel mit den

glacierten Karotten. Die Karotten sollen nach Lachs schmecken. Ich habe niemals tatsächlichen Lachs gegessen, also tun sie das. Sie schmecken nach Lachs. Die glacierten Karotten sind der Lachs meiner gustatorischen Wahrnehmung. Ich kann nicht sagen, was geschehen würde, wenn der Küchenchef den Karottenlachs von der Speisekarte streichen würde. Mein Körper giert die ganze Woche über nach der Vorstellung, sich Lachs vorzustellen.

Ich glaube nicht, dass Anne bisher zweimal das gleiche Gericht bestellt hat.

„Schmeckt es?“, fragt sie.

„Es hat geschmeckt“, antworte ich und betrachte die letzte Karottenscheibe, die auf meinem Teller liegt wie ein totgeprügeltes, veganes Fischfilet.

„Du magst es nicht mehr?“, fragt sie.

„Nicht mehr heute. Ich muss etwas auf dem Teller zurücklassen, damit ich mich sehnsüchtig an das Zurückgelassene erinnern und mich auf das Nächste freuen kann“, antworte ich, schiebe den Teller zur Seite und will nach ihrer Hand greifen.

Anne weicht meiner Berührung aus. Sie hat Moral. Sie lässt sich nur in unserer Wohnung berühren. Aber dafür dann überall an und *in* ihrem Körper. Ich öffne den Mund leicht. Ich fahre mit meiner Zungenspitze langsam den Rand meiner Schneidezähne entlang. Ich habe schöne, weiße Zähne. Ich habe eine verdammt geschickte Zunge.

„Nicht hier“, sagt sie, führt ihre Hand zu ihrem Mund und kichert in die Hohlheit ihrer Handmuschel. Ich wünschte, sie würde mir dieses Kichern über den Tisch reichen.

Sie ist so wunderschön, dass ich es kaum ertrage, sie anzusehen.

Das ist es gewesen, was mir als Erstes aufgefallen ist.

Das ist es, was mir auch heute noch auffällt.

Ihr kinnlanges, weißblondes Haar umspielt in sanften Wellen ihr markantes Gesicht. Ihre Knochenstruktur ist ausgeprägt, ihre Gesichtszüge erscheinen überdefiniert, das befreit ihr liebliches

Antlitz vom Eindruck der Belanglosigkeit. *Ausdrucksstark*, würde eine andere Person ihre Züge wohl beschreiben. Ich finde sie unerträglich. Ihre Schönheit ist nahezu unerträglich.

Wir sind seit über vier Jahren Zugewiesene. Ich weiß, dass sie sich vor absoluter Stille fürchtet. Ich weiß, dass sie sich nach Sonnenstrahlen sehnt. Ich weiß, dass ihre Leibesmutter tot ist, aber dass Anne ihr auch nach all den Jahren morgens eine Tasse Tee kocht, die tagsüber niemand anrühren darf. Abends schüttet sie den kalten Tee in den Ausguss und vergießt einzelne Tränen. Sie sagt, dass sie weint, weil die Erinnerung sie glücklich macht. Ich glaube ihr. Ich glaube, Anne weiß wahrhaftig nicht, wie sich Unglück anfühlt. Sie kennt nur die Liebe und sie kennt die Erinnerung, die aus der Liebe etwas Unsterbliches macht. Für sie ist kein geliebter Mensch jemals verloren.

Ich kenne Anne.

Aber ich habe noch immer nicht herausgefunden, ob sie selbst überhaupt weiß, wie sehr ihre makellose Schönheit schmerzt. Ich habe mein ganzes Leben lang nur den *Ozean hinter der Scheibe* gesehen, aber wenn ich in Annes tiefgrüne Augen blicke, dann begreife ich, welche Farbe das Herbstmeer an einem stürmischen Tag annimmt. Angenommen hat. Damals. Nicht, weil ich das Meer in ihren Augen erkenne, sondern weil Annes Augen das grüne, stürmische Herbstmeer sind.

Sie sind es für mich.

Sie *ist* es für mich.

Anne, die sich vor der Totenstille fürchtet und sich nach Sonnenstrahlen sehnt.

Anne, in der ein Feuer brennt, das ohnehin keiner Stille Raum ließe und das jede Sonne ersetzen könnte.

Feuerfliege.

Meine Feuerfliege.

Ihr Leben an meiner Seite ist der existenzielle Beweis dafür, dass es funktioniert.

Das System.

Alles.

Unsere Liebe ist die gelebte Bestätigung, dass die Seligen die Wahrheit und Weisheit innehaben und dass sie die Güte besitzen, ihre Allmacht mit uns zu teilen. Ich habe Anne nicht kennengelernt. Damit haben wir vor langer Zeit abgeschlossen. Die Einwohnenden lernen einander nicht mehr kennen. Willkürliches Kennenlernen birgt eine zu hohe Fehlerquote. Willkürliches Kennenlernen gebiert Liebe, die allzu oft Leid gebiert. Wer willkürlich handelt, der unterliegt dem Irrtum. Irrtum und Leid bedingen Schmerz. Vom Schmerz gepeinigte Menschen sind unglücklich.

Die Einwohnenden lernen einander nicht mehr kennen, sie werden zugewiesen. Ein absolut unfehlbares Programm, eine artifizielle Metaemotion, berechnet die Interaktionsquotienten. Zuerst werden die wenigen Menschen ermittelt, die ausnahmslos allein ihr Glück finden können. Diesen Menschen werden folgerichtig außeremotionale Aufgaben zugewiesen, die das Alleinsein mit sich bringen.

Eine Wetterstation am Rande der Megastadt, ein ...

Ich würde gerne mehr dazu sagen, aber ich kann nicht.

Ich habe entweder nur von der Wetterstation gehört oder ich habe alles andere vergessen. Alles jenseits der Wetterstation. Eigentlich habe ich keinerlei Vorstellung, was die Einsamen machen. Mir ist nicht bekannt, wo sie ihre tief empfundene Einsamkeit ausleben. Ich weiß nicht, wo sie glücklich sind. Ich erinnere mich gerade nur an diese eine Geschichte dieser ganz bestimmten Einsamen, die in ihrer Festung am Rande der Welt lebt und zu unser aller Wohl die Bewegung des Feuers überwacht, während ein schwarzer Kater namens Kohle unablässig um ihre Beine streicht. Wir alle kennen ihre Geschichte. Weil ihre Geschichte heldinnenhaft ist und weil sie uns zeigt, wie unsere elementare Bestimmung allen Existierenden das höchste Gut garantieren kann.

Es muss noch andere Einsame geben. Ich bin keine von ihnen.

Ich bin eine Zugewiesene.

Eine Gemeinsame.

Anne wurde mir zugewiesen und ich ihr.

Wir sind einander gemein.

Die artifizielle Metaemotion irrt sich niemals.

Ihre tief empfundenen Berechnungen garantieren Liebe und somit Glück. Wer seinen Lebensmenschen nicht eigenmächtig suchen muss, wird nicht scheitern und wird nicht leiden.

Die artifizielle Metaemotion irrt sich niemals.

Aber sie hat auch nicht alles bedacht, weil es in unserer perfekten Welt Dinge gibt, die undenkbar sind. Ich liebe Anne intensiver und grundlegender, als ich mich selbst jemals lieben könnte. Dennoch hinterfrage ich, in der glücklichsten aller Welten lebend, jeden meiner Atemzüge. Aber ich atme weiter, um Anne atmen zu sehen. Sie lächeln zu sehen. Sie lieben zu sehen. Zu sehen, wie sie mich liebt.

Es ist diese Liebe, die stärker ist als das andauernde Hinterfragen.

Als jede Frage.

Es zerreißt mein Herz.

Dass Anne so schön ist.

Dass sie meinen Atem antreibt.

Dass mich das Leuchten ihrer grünen Augen mit Ruhe erfüllt.

Es zerreißt mein Herz, dass ich reine Liebe lebe und mich dennoch nach Hass sehne.

Anne nimmt einen Schluck von ihrem Quellwasser und lächelt mich über den Rand ihres Glases hinweg an. Der kleine rote Punkt auf ihrem linken Wangenknochen, gleich unter dem äußeren Winkel ihres Auges, schimmert verführerisch. Dieser Punkt zeigt der Welt, dass sie eine Gemeinsame ist. Eine *gebärende* Gemeinsame. Die Leibesmutter unserer Zugewiesenheit. Die Mutter unserer Zukunft.

„Du bist still. Nicht unangemessen still, aber still“, sagt sie.

„Ich bin nicht still, ich lausche.“

„Und wem lauscht du?“

„Deinem Lächeln. Ich lausche deinem Lächeln. Es ist so laut, dass es alles ist. Es ist so sanft, dass *alles* es niemals beschreiben könnte.“

„Doch nicht hier“, haucht sie und blickt sich im Lokal um, aber es ist nicht zu übersehen, dass sich ihre Wangen rot färben.

„Besser hier?“, frage ich und lege unter dem Tisch meine Hand auf die Innenseite ihres Schenkels.

„Was ist heute bloß los mit dir?“, fragt sie, während die flammende Röte über ihr Gesicht hinwegbrennt.

Es entgeht mir nicht, dass sie meine Hand erst noch wenige Zentimeter auf ihren Schritt zuzieht, bevor sie mich nachdrücklich von sich stößt.

Ich lasse die Hand unter dem Tisch hervorkriechen wie ein Versprechen und Flammen lodern in ihren grünen Augen.

„Ich werde dich lecken, bis du wund bist“, flüstere ich.

„Was hast du gesagt“, fragt sie und in ihrer Stimme schwingt ein nachtgrauer Hauch von Irritation mit.

„Ich habe nur laut gedacht.“

„Für laute Gedanken war es dann doch deutlich zu leise.“

„Die Öffentlichkeit ist kein Ort für laute Worte und erst recht kein Ort für laute Gedanken.“

„Sind deine Gedanken denn so ... geheim?“

„Gedanken sind Meinungen. Man sollte keine Meinungen laut werden lassen. Nicht in der Öffentlichkeit. Es könnte jemand zuhören.“

„Was ist heute bloß los mit dir?“, wiederholt sie und schüttelt den Kopf. „Du klingst wirklich seltsam.“

Ich starre in ihre Herbstmeeresaugen.

Ich nicke.

„Ich fühle mich auch seltsam. Vielleicht sollte ich später mit der Box sprechen.“

„Vielleicht solltest du das. In deinem Beruf ist es doch leicht möglich, dass du dir einen schlechten Gedanken eingefangen hast. Steck mich bloß nicht damit an!“

erwünscht

herausragend

verdächtig

„Ich werde mit der Box sprechen und dann wird es mir besser gehen.“

„Es ist ein Segen, dass die Box uns immer zuhört.“

Ich nicke.

Ich lächle, bis mein Kiefer schmerzt.

Ich frage mich, ob Anne tatsächlich nicht begreift, wie schnell aus einem Segen ein Fluch werden kann.

ALS WIR DAS LOKAL VERLASSEN, STOLPERT ANNE. Ihr verstohlener Blick hoch zum nachtgrauen Himmel bringt sie aus dem Gleichgewicht. Sie fällt nicht, aber es ist diese Andeutung eines Fallens, die mein Herz schneller schlagen lässt.

„Pass doch auf, du verletzt dich.“

Sie schüttelt den Kopf, als würde es keine Rolle spielen. „Zu spät“, sagt sie.

Die Kurzfassung meiner Existenz.

Die Kurzfassung unser aller Existenz.

Zu spät.

„Hat es aufgehört?“, fragt sie sehnsüchtig und drückt sich gegen die Hauswand, um unter dem Mauervorsprung Schutz zu suchen. Ihr Mund sagt das eine, doch ihr Körper weiß das andere. Ihr Mund ist töricht, er verleiht ihrer unvergänglichen Hoffnung auf Sonnenschein Ausdruck. Selbst mitten in der Nacht. Selbst in unserer ascheverschneiten Welt. Annes Körper hingegen hofft gar nichts mehr, wohl wissend schützt er sich und sein instinktives Agieren negiert ihre lebensgierigen Worte.

„Es hört niemals auf“, antworte ich.

Bebenden Herzens beobachte ich die Ascheflocken, die im blaukalten Schein der Außenraumerhellung zu Boden gleiten wie Daunen.

Ich denke an damals. An meine Schulzeit.

Ich hatte eine Freundin. Keine echte Freundin. Sie war einfach bloß ein Mensch. Ein Mensch, der so viele Stunden und Wochen und Jahre an meiner Seite gewesen ist, dass es sich wie ständig anfühlte. Dass es sich wie Freundschaft anfühlte. Sie hatte einen Wellensittich. Die weißen Daunen unter seinem seidenglatten blauen Federkleid faszinierten mich. Damals freute ich mich noch darüber, dass meine gewöhnliche Freundin mit einem so außergewöhnlichen Tier gesegnet war. Heute würde ich sie für ihr offensichtliches Glück hassen.

Ihr aufdringliches, daunenweiches Glück.

Doch heute wird niemandem mehr daunenweiches Glück zuteil.

Die Vögel sind tot.

„Aber es könnte“, sagt sie.

„Was könnte es?“, frage ich und denke an die Daunen.

„Es könnte aufhören zu ... aschen.“

„Könnte es nicht. Beleidige nicht deinen Verstand mit deiner sentimental Dummheit.“

„Warum macht dich das so wütend? Es ist gut, dass es jederzeit aufhören kann. Es ist wichtig, dass glückliche Menschen wissen, dass es ein Morgen im Sonnenschein geben kann. Es wird aufhören zu aschen.“

„Muss es das überhaupt? Muss es aufhören? Muss alles irgendwann gut sein? Allein die Tatsache, dass du von Asche und nicht von Schnee sprichst, verrät doch, dass du das selbst nicht glaubst!“

Annes Augen weiten sich und sie lässt ihren panischen Blick über den Platz hetzen. Ihre Pupillen springen über die scharfen Kanten und eckigen Formen, ihre Wimpern flattern wie die Flügel eines Kolibris. Ob Kolibris ebenfalls Daunen haben?

„Sag so etwas nicht“, flüstert sie.

„Weil du die Wahrheit nicht hören willst oder weil du Angst hast, dass sie irgendjemand außer dir hören könnte?“

„Erst willst du schweigen und dann willst du sprechen ...“

„... und keines von beidem behagt dir.“

Sie bückt sich, um ihren Knöchel zu umklammern. Um meinem Blick auszuweichen. Das Stolpern hat nicht nur ihren Knöchel, sondern auch unseren emotionalen Gleichklang in Mitleiden-schaft gezogen. Es muss schmerzen. Es muss schmerzen, sich den Knöchel zu verstauchen.

„Geht es wieder?“, frage ich und schäme mich für meine kalten Worte.

„Wir gehen“, antwortet sie und tritt unter meinen Schirm. Mit knappen drei Schritten beweist sie, dass sie gewillt ist, sowohl den schmerzenden Knöchel als auch die Disharmonie zu ignorieren. Nur drei Schritte und sie steht neben mir, als hätte sie mir nie verletzt gegenübergestanden.

Ich mag es, wenn sie das tut.

Wenn wir das tun.

Uns einen Schirm teilen.

Es ist unser Funken Intimität in einer fremd konstruierten Welt.

Sich einen Schirm zu teilen ist nicht gut für unsere Mäntel, weil die Ellbogen in die Asche ragen und das Material dadurch Schaden nimmt. Aber es schmeichelt meiner Wahrnehmung und einen Augenblick lang bin ich wahrhaftig glücklich und vom grauen Himmelszelt fällt Schnee herab.

„Wieso ist es eigentlich niemals dunkel?“, fragt sie.

„Aber es ist doch Nacht.“

„Graue Nacht. Es ist immer bloß graue, aber niemals schwarze Nacht. Gab es schwarze Nächte? Damals?“

„Erschreckt dich die Idee einer schwarzen Nacht?“

„Wie könnte mich eine Idee erschrecken?“

„Indem du die Augen schließt?“

„Hinter meinen geschlossenen Augen wartet keine Dunkelheit.“

Ich spüre ihren Körper an meinem. Ich könnte ihr sagen, dass ich nichts über schwarze Nächte weiß. Ich könnte ihr sagen, dass auch ich nur die Legenden der sonnendurchfluteten Tage kenne, die Dunkelheit hingegen hüllt sich in kollektives Vergessen. Aber ich bleibe stumm, da man nicht alles aussprechen kann, das ausgesprochen werden will. Und wenn ich eines verschweige, dann verschweige ich alles. Doch ich weiß, dass hinter Annes geschlossenen Augen eben deshalb keine Dunkelheit lauert, weil Ideen sie nicht erschrecken können. Doch wen Ideen nicht erschrecken, der hat keinen Gedanken jemals konsequent zu Ende gedacht. Keinen fremden und auch keinen eigenen. Anne hat recht. Ich bin seltsam, aber ich bezweifle, dass die Box mir helfen kann. Alles, was hilft, ist Anne und Anne ist bereits bei mir. Ganz nah. Unter meinem Schirm ist sie mir fast näher als irgendwo sonst. Womöglich sind wir einander selbst dann nicht so nah, wenn ich meine Zunge tief in ihre Vagina stecke.

Anne mit den herbstmeeresgrünen Augen.

Und einer Vagina, die nach Leben schmeckt.

„Sie sind überall“, zischt sie plötzlich in mein Ohr und drückt sich noch enger an mich, aber ihre kalte Furcht zerstört die Nähe.

Noch bevor ich fragen kann, von wem sie spricht, sehe ich sie ebenfalls.

Die Glückseligen.

Sie sind zu zweit.

Sie sind immer zu zweit. Ein Blick sagt bekanntlich mehr als tausend Worte und vier Augen sehen alles. Zumindest diese vier Augen.

„Sie sind überall, ja. Aber das sind sie ständig. Was hast du?“, will ich wissen.

„Was ich habe? Ich denke, ich habe Angst.“

„Angst?“

Ich frage mich nicht, was Anne Angst macht, denn das ist offensichtlich. Ich frage mich, ob ihre Angst vor dem System vielleicht zu Hass auf das System werden könnte und ich sehne mich danach, dem Gleichklang unserer hasserfüllten Herzen zu lauschen.

„Ja, Angst! Das habe ich doch gerade gesagt. Könnte es sein, dass die Seligen mein Glück missverstehen? Wenn sie auf der Straße an mir vorüberlaufen, könnte mein Glück dann wie Unglück aussehen?“

In unserer entschleunigten Gesellschaft gibt es kein Laufen mehr, aber das Wort hält sich beharrlich. Laufen. Mag sein, weil es die Zweisilbigkeit geschmeidig klingen lässt. Geschmeidig wie eine Katze. Meine spontane Sehnsucht danach, einen felligen Körper an meine nackte Haut zu drücken, verschleiert beinahe das Erkenntnis, dass Anne denkt, sie könnte unglücklich wirken. Neben mir. Gemeinsam unter einem Schirm.

Unglücklich.

In unserer Gesellschaft gibt es keine Katzen mehr.

Alle Katzen sind tot.

Bis auf die Katze namens Kohle, die mit der Einsamen am Rande der Welt lebt.

„Bist du denn unglücklich?“, frage ich, noch bevor ich über die tiefere Bedeutung meiner Worte nachdenken kann. Die kaum gedachten Worte werden laut, brechen aus mir heraus, wie die Meereswellen des *Ozeans hinter der Scheibe* sich an unserer Netzhaut brechen. Unaufhaltsam. Und ich begreife. Obwohl ich mich nach Hass sehne, fürchte ich Annes Unglück. Die Furcht, die ich in diesem Augenblick empfinde, entspricht zwar nicht ihrer Furcht, aber wir fürchten uns zugleich. Wir teilen unsere jeweils andersgeartete Furcht und deshalb fürchte ich mich umso mehr.

„Bist du denn unglücklich?“, wiederhole ich und erdulde ihr Schweigen. Begreife die Tragweite ihrer nicht gesprochenen Worte.

Der Schirm hat seine Intimität eingebüßt und plötzlich Sorge ich mich vorrangig um die Unversehrtheit meines Ellbogens.

Meines Mantellellbogens.

Ich presse den Ellbogen an meine Seite und die Glückseligen schreiten an uns vorüber. Die Seligen. Sie werden von allen *die Seligen* genannt. Glückselige zu sagen ist, als würde man von nassen Tränen sprechen. Ihre weißen Roben sind von der Asche grau und dennoch strahlen die Seligen wie etwas Unnatürliches, das knapp davor ist, zu etwas Übernatürlichem zu werden.

„Das Glück sei mit euch“, sagen sie.

Eine Botschaft aus zwei Mündern.

Eine Aufforderung wie aus einem Munde.

„Das ist es. Und so sei es mit Ihnen“, erwidert Anne.

„Mit Ihnen“, schließe ich mich an.

Anne blickt den Seligen hinterher, kann weder Verstand noch Blick von ihnen lösen, doch ich ziehe sie mit mir hinfort in die entgegengesetzte Richtung.

„Antworte!“, flehe ich.

„Worauf soll ich antworten?“

Bist du denn unglücklich?, brüllt mein Herz.

„Bleibst du bei mir?“, frage ich.

„Als wäre es anders berechnet worden. Natürlich bleibe ich bei dir.“

Ich lächle, weil sie lächelt. Ich muss sie nicht lachen hören, ihre hohle Hand würde das Lachen ohnehin nur wieder einfangen. Das Lachen wird dann vollkommen sein, wenn ich es dort höre, wo es sonst niemand hören kann.

„Nicht doch. Ich möchte wissen, ob du heute Nacht bei mir bleibst“, schwäche ich meine eigene Unsicherheit ab.

Sie schüttelt den Kopf. Schüttelt das Lächeln von ihren Lippen. Es hat sich ausgelächelt.

„Ich muss morgen meine Arbeit früher beginnen. Die nachtschlafende Zeit nutzen. Die Ergebnisse unseres aktuellen Forschungsprojektes liegen hinter den Erwartungen zurück. Die Dekanin wird langsam ungeduldig. Ich will nicht die Schuld daran

tragen, dass ihre ungeduldigen Glücksmomente demnächst dir verdächtig erscheinen. Ich muss mein Team dazu anhalten, intensiver zu arbeiten. Die Dekanin darf nicht ungeduldig bleiben.“

„Die Seligen behüten, dass die Universität ungeduldig wird. Man nehme sich in acht!“

„Ist das ein Witz für dich? Fürchtest du dich gar nie?“

Ich fürchte mich vor deinem Unglück, will ich sagen, aber ich verschweige meine Furcht.

Ich halte an, halte ihre Hand, halte den Blickkontakt.

„Wovor genau, meinst du, sollte ich mich fürchten?“

„Im Moment? Vor den Seligen? Fürchtest du dich ... vor den Seligen?“

Ich denke an Furcht, die zu Hass heranreifen könnte und ich nicke, während ich das heiße Funkeln in meinen Augen mit Asche bedecke. Es darf nicht gesehen werden. Nicht dieses spezielle Funkeln. Nicht, bevor Annes Furcht nicht herangewachsen und zu hasserfüllter Pracht gediehen ist.

„Damals hat man sie Heilige genannt“, antworte ich stattdessen.

„Was sind Heilige?“

„Selige.“

„Du kannst nicht ein Wort durch ein anderes beschreiben.“

„Doch, das kann ich. Und das habe ich auch gerade getan. Heilige ist ein damaliges Wort für dasselbe ...“

„... Glück?“

„Glück. Ja. Dasselbe absolute, allgegenwärtige Glück. Das wird es wohl sein.“

- Ende der Leseprobe -

CONTENT NOTES

HINWEISE ZUM INHALT

(GESAMTER ROMAN)

- Ableistische und saneistische Sprache und Gesellschaft
- Blut
- Emeto
- Exkreme
- Folter
- Gewalt
- Insekten
- Isolation und Vereinsamung
- Klimakatastrophe(n)
- Körperflüssigkeiten
- Nikotinkonsum
- Religionskritik (Christentum)
- Saneistische Sprache
- Sex (explizit)
- Sexuelle Gewalt/Rape
- Sprengstoff
- Terrorismus
- Tod und Todesangst
- Totalitäre Gesellschaftsform (inklusive Überwachung)
- Vulgäre Sprache
- Waffen
- Zensur